

Das kostbare Platin

Verbrechen und Skandalen schürten in der Höhe von Kytlym
Von Anton G. Sijcha

Vor ein paar Jahrzehnten konnten selbst Bergläufer nicht in den Bergfelsen vordringen, in den die wilden Bergwässer des Urals von allen Seiten das kostbare Metall der Welt schwemmen: In den Kessel von Kytlym, der Hauptfundstelle des Platins.

Heute führen Kohlenwege durch die Stämme, vorweltliche Schmalspurbahnen führen ein paar mal im Jahr in die Schluchten, bringen einen aber hoch in das lumpige, mit Feisstrümmern, Schutt und vermoderten Riesenbäumen angefüllte Bergloch, in dem sechshundert Menschen Tag und Nacht nach Platin suchen. Überall bringt hier Wasser aus dem Boden. Sumpf selbst auf den höchsten Bergen. Unter braunem Moos aber, unter den Felsen, von den Flüssen in den Kessel gespült, ist das weiße Metall versteckt, das schwerer als alle andern, kostbarer als alle andern ist.

Kytlym ist heute zum Großteil sozialisiert. Nur dort werden selbständige Sucher gebuldet, wo man mit den Riefenbaggern nicht hinkommt, wo die Funde zu armfelig sind. Diese Männer leben im Fieber. Tag und Nacht wühlen sie die Erde auf, Tag und Nacht waschen sie Sand und Geröll, Schlamm und Schutt aus. Und waren ein paar Gramm Platin in diesem Dreck, dann sind die Sucher nicht mehr wegbringen aus ihrem Loch, dann krallen sie sich fest, graben, waschen, suchen, bis das ewige Stehen im Wasser sie zerfrisst, ihnen die Gelenke verdreht und aus den Händen blautrot, verbeulte Stämme macht.

Auf den guten Fundplätzen aber herrschen die Bagger. Sieben sind jetzt in Kytlym Tag und Nacht besetzt, sieben Giganten zermahlen 24 Stunden im Tag die platinhaltige Erde. Heute noch werden neue Maschinen mit Pferdegespannen über den Kytlym-Bah gebracht. Hundert, manchmal 120 Tiere ziehen im Schritt die Kolosse über die Bergwege und Kohlenstraßen, die man über die Stämme legt. Ein paar Dutzend versinken, ein paar Dutzend brechen nieder. Dann setzt man die Teile des Baggers zusammen, baut das drei Stod hohe Ungetüm auf. Radel werden zum Kraftwerk gelegt, die Motore beginnen zu dröhnen, der Bagger frisst ein Loch in den Boden. Wasser fällt sofort den Krater aus. Nun wird aus gewaltigen Baumstämmen ein Floß gezimmert und der Bagger auf diese künstliche Insel gebracht. Unter senken sich tief in den Schlamm. Und das Becken immer größer werdend frisst der Bagger die Ufer ab, zermalmt er alles, was er mit den großen Rädern ertrotten kann. Unaufhörlich tauchen die Schaufeln ins Wasser, ein ununterbrochener Strom von Erde, Gestein und schlammigem Wasser fließt in die Aufbereitungsanlagen. Zweihundert, dreihundert Kubikmeter Geröll laut die Maschine durch, bis ein schwerer, braungrauer Haufen Schlamm auf dem letzten Filzstück der „Schleusenabteilung“ landet. Das ist die letzte Etappe, ein gebührender, von allen Seiten mit schweren Stahlgittern umgebener Raum. Eine einzige Tür hat er, und die ist verriegelt. Beim Schichtwechsel wird das Siegel aufgebrochen, erneuert. Bei dieser Stahltür steht jetzt der Kontrolleur, in einem Anzug, wie ihn die Taucher tragen, in hohen Ledertiefeln wie die andern. Zwei schwere Revolver hängen ihm im offenen Gürt über die Hüften. Ihm gegenüber in dem Käfig der Schleusenabteilung sitzt der zweite Kontrolleur, ebenfalls zwei Revolver im Gürtel, beide Hände an die Kolben gelegt. Die zwei Kontrolleure jedes Baggers sind von Moskau geschickt. Und Geheimagenten, die ebenfalls Moskau schickte, bewachen wieder diese zwei Wächter...

Im Schleusenraum ist nur das ewige Plätschern des Wassers zu hören. Fauchend schlagen die Wasserstrahlen in einem großen Bassin gegen die Filztücher, die man, die schmutzige Seite nach unten, aus den Vorwäschabteilungen brachte. Das Wasser fließt dann ab, auf dem letzten und feinsten der Filztücher liegt ruhig, blasenverwend eine dicke Schicht Schmutz.

Dicht unter dem Siegel des bewaffneten Kontrolleurs liegt das Tuch. Die Mannschaft des Baggers, welche die Genossenschaft bildet, starrt durch das Gitter. Schweigen und taumelnde Erwartung. Und dann beginnt Gurjan Matheff, der älteste Abenteurer und Schatzsucher Kytlyms, das Spiel mit dem

verbeulten Platin. Mit Ränkerhänden wühlt er im Schlamm. Langsam, lässig, scheinbar ohne Ziel fährt er mit einem Rechen durch den Schlamm. Dann nimmt er eine kleine Bürste und streicht über sein Filzstück. Mit den Händen schält er die weißen Kügelchen aus dem Schlamm, mit den Fingerspitzen scharrt er ein Häufchen schwarzen, grauen, kostbaren Metalls zusammen. Die Augen glühen dabei. Es ist ein Spiel, es ist höchster Verdienst, wenn das Platin aus dem grauen, schweren Schlamm sich löst.

Wie verzaubert schaut die ganze Mannschaft diesem Suchen zu. Jetzt ist aus dem weihgrauen, ein bläulichweißes Häufchen geworden, jetzt ist das Platin rein. Man trocknet es über offenem Feuer. Man verwahrt es.

Und wieder frisst der Bagger dreihundert Kubikmeter Gestein aus dem Kessel von Kytlym um dieses winzigen Häufchens Platin willen.

Gummibänder lagern das durchgewaschene Erdreich in breiten Bändern rings um den Baggerreich ab. Kilometer Sumpfland sind schon durchsucht, Kilometer werden noch durchsucht werden. Ganze Hügel, ganze Wälder, ganze Täler. Man wird Häuser abreißen und Wälder zerschmettern, mit Dynamit, wenn es nötig ist, um der paar Körner weißen Metalls wegen.

600 Menschen denken an nichts anderes, 600 Menschen, die wie Tiere leben.

Kytlym wird auch in den sowjetischen Zeitungen immer wieder als Schandfleck hingestellt. Kytlym, in dem politische Verbrechen arbeiten, und Bauern, die sich eine Kuh verdienen wollen, wo Abenteurer aus der ganzen Welt jetzt Angestellte oder Mitglieder der Genossenschaften sind, weil man ihre Fundstellen enteignet. Kytlym hat so ziemlich das ungesundeste Klima des Urals und ganz sicher die schlechtesten Lebensbedingungen.

Keiner unter den sechshundert Mann Kytlyms, die nicht nichtgeschwollene Beine haben, müdenzerstochene Gesichter, Häuser aus verfaultem Holz.

Ringsum Urwälder, reichstes Waldgebiet, aber ein Ballen kostet für den Arbeiter achtzehn Rubel... und er verdient 11,5 im Monat.

Genau, die Erzeugung Kytlyms deckt vier Fünftel des Weltbedarfs an Platin. Genau, die Genossenschaften haben den Standard der Platinproduktion von 1914 ausrecht erhalten. Ihre Führer aber sind im Fieber wie die privaten Sucher. Sollen die Arbeiter verfaulen! Produktion... Reform...

Die sechshundert in Kytlym murxen. Sie versuchen, Platin zu stehlen. Aber das ist schwer, so gut wie unmöglich. Maschinengewehre, schwere Revolver, Spigel überall...

Unabhängig können die Stienen der Bagger. Unabhängig fassen sie das Gestein durch. Unabhängig treibt der kalte Wind die Schwaden der Waldbrände in das Tal, der Brände, die immer wieder Millionen Schaden verursachen. Die kleinen Lokomotiven der vorweltlichen Bergbahnen sind die Ursache. Sie haben keine Schutzvorrichtungen gegen Funkenflug, weil keine Arbeit dafür zu erlangen sind. Jeder Rubel muß dazu verwendet werden, Kytlyms Elektrozentrale zu vergrößern, neue Bagger zu kaufen. Sieben kleine Seen haben sie jetzt in das Tal gefressen, zehn sollen es in zwei Jahren sein. Sie kreischen und donnern und zermalmen, was in ihre Nähe kommt: Gestein und Erde und die sechshundert Menschen Kytlyms...

Wie in ein Leichenschauhaus glaubt man sich versetzt, wenn man in die Schlafbaraden tritt, in denen die Feierschicht mit nackten Füßen auf sinkenden Brettern liegt.

Von den Stiefeln in der Ecke steigt weißer Dampf auf. Rässe überall. Draußen das Tappen der Wachen, das ferne Tosen des Wassers, das in den Baggerkammern das Metall aus dem Erdreich spült.

Kytlym kennt keine Ruhe, kein Erbarmen. Man wird Abhilfe schaffen, wenn die Erzeugung die Fissern des Plans erreicht. Wenn Kytlym genug Platin geliefert hat, um alle Auslandswechsel Rußlands einzulösen. Wenn die Industrialisierung Sibiriens beendet ist...

Flüchtig hören die Männer von Kytlym das mit an. Dann packt sie doch wieder das Fieber, Platin zu suchen. Und sie finden neue Reichtümer...



Bischofskonferenz verlangt kirchliche Untersuchung von Theresia Neumann

Theresia Neumann, das „Wunder von Konnersreuth“. Die bayerischen Bischöfe lehnen auf ihrer diesjährigen Konferenz den Beschluß, daß sich Theresia Neumann in einer Untersuchungskommission einer wissenschaftlich-medizinischen Untersuchung unterwerfen sollte, um zu überprüfen, ob die Nahrungsmittel und die Wundermale auf natürlichem Ursprung zurückgeführt werden können.

Die G-Saite.

(Zum 150. Geburtstag Paganinis am 27. Oktober 1932.)

Erzählung von Hans Gätgen.

Heber Luca, der Hauptstadt des von Napoleon begründeten Fürstentums Piombino, lag der Glanz des kleinen, äppigen Hofes. Strahlende Feste lagen die Bewohner auf dem Stauern nicht herauskommen, und es schien, als gäbe es nur Freude, Tanz und Lustbarkeiten auf der Erde.

Da durchwehte eine furchtbare Kunde die Stadt. Der junge, ferne Geiger, der gestern auf dem Podium vor dem Hof und einer erlesenen Gesellschaft gestanden und alle mit seinem Spiel begauert hatte, war geflohen. Und in dem Hause, wo er gewohnt, lag ein junges Mädchen schwer verwundet.

Nach wenigen Stunden schon brachte man den Flüchtling gefesselt zurück. Die Carabinieri hatten ihn draußen auf dem Bande aufgegriffen. Er erzählte, daß er spät abends nach Hause gekommen sei und das Mädchen verwundet aufgefunden habe. Um nicht in den Verdacht zu geraten, der Täter zu sein, wäre er geflohen. Man glaubte Paganini nicht. Es meldeten sich Leute, die beschworen, daß der Geiger dieses Mädchen, seitdem er in die Stadt gekommen, mit seiner Liebe und Eifersucht verfolgt habe, obwohl sich Lucia seit langem mit einem Handwerker verlobt hatte. Man machte Paganini den Prozeß, und der Spruch lautete auf vier Jahre Gefängnis, wobei man berücksichtigte, daß die Schwerverwundete mit dem Leben davon gekommen war.

Im dumpfen, tagfernen Kerker sah Paganini. Nur die Weige hatte man ihm gelassen. Auf ihr spielte er alle Tage und viele Stunden der Nacht. In ihr ließ er seine Sehnsucht nach Freiheit, Ruhm und Aufstieg ausfliegen.

Eine Saite nach der anderen riß. Man gab ihm keine neue. Endlich spannte sich nur noch die G-Saite über seine Weige. Aber der Ränfeler verzweifelte nicht. Er übte unermüdet auf der einen Saite und brachte es soweit, daß er die anderen nicht entbehrte.

Als man ihn aus dem Gefängnis entließ, war sein Blick noch flackernd und unsteter als zuvor, und manche, die ihn sahen, schlugen das Kreuz und flüsterter, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Dann reiste er nach Deutschland.

Er wandte sich nach Wien, der Hauptstadt der Musik, ging zu Panny, einem bekannten Komponisten jener Tage, und ließ sich eine Orchesterpartie in acht Sätzen, „Der Seesturm“, schreiben, eine Sonate für die G-Saite.

Der Abend seines ersten Wiener Konzertes kam heran. Paganinis Ruhm war von Italien her schon nach der österreichischen Hauptstadt gedungen, und jeder wollte den letzten Menschen hören, von dem die schaurigsten Geschichten amliefern, der ein Mörder sein sollte und ein Dämon. Zuerst spielte er ein Violinkonzert eines alten italienischen Meisters. Die Menschen tobten, schrien, stiegen auf die Stühle und umringten den bageren Mann, um dessen Stirn die schwarzen Boden wehten.

Wieder hob Paganini die Weige ans Kinn. Das Orchester legte ein. „Der Seesturm“ brauste durch den Saal. Er brühte die Menschen nieder wie Gras, und über allem stand, groß und leuchtend wie ein Regenbogen, die Weige Paganinis, auf der er jubelte und raste, weinte und sang. Als er gerendet, zeigte er dem Kapellmeister sein Instrument hin. Es hatte nur eine Saite, die G-Saite. Die Weige ging von Hand zu Hand. „Auf einer Saite...“ murmelten die Männer und Frauen, und einer sagte: „Ja habe es deutlich gesehen, brüben in der Ecke stand der Gottreibeum im grauen, schwarzen Mantel, und zugewandt hat er dem Paganini, und gedolten hat er ihm, daß er das Janderstück vollbracht...“

Von Stadt zu Stadt, von Erfolg zu Erfolg trug der Wagen den Geiger. Er schaffte das Gold, aber er blieb der anspruchlose Mensch, der Einsame, der nur einen um sich bildete, den Sohn, den ihm eine Ränfelerin geboren, mit der er vor Jahren gereist, die ihn längst verlassen...

Kyill war sein Abgott. Er durfte mit der echten Stradivari, der Guarneri und der Amati spielen. In den Gasthömmern tollte der sonst so ernste Ränfeler mit ihm herum und ließ die Leute in den überfüllten Sälen warten, bis er sich endlich für wenige Stunden von dem Sohn trennte...

Die Schwindfucht packte den Ränfeler. Die Stimme schwand, bleicher noch als früher leuchtete sein Antlitz. Noch einmal trat er auf, kaum sechzig Jahre alt, aber er schien ein alter, müder Mann. Noch einmal wollte er das Ränfelerstück versuchen, den „Seesturm“ auf einer Saite zu spielen. Als aber die Stelle kam, wo sich seine Weige aufschwingen sollte wie ein himmlischer Bogen über dem Geiwr der Erde, da gab es einen schrillen, wehen Ton. — Die Saite war gesprungen, die einzige, die G-Saite.

Paganini sank in sich zusammen. Sein Sohn lag ihn auf. Das Orchester brach jäh ab. Die Menschen eilten wie von Dämonen gerrieben aus dem Saal. Noch einmal in der Nacht schlug der Meister die Augen auf, und seine Hand schrieb auf ein Blatt Papier: „Tot ist die Weige, tot ist Paganini...“

Amerikanische Optimikten bestellen deutsches Bier

Telegraphische Bierbestellung eines Hotelbesizers aus Pennsylvania für den 15. April nächsten Jahres! Dieser Auftrag zeigt, wie sehr man in Amerika mit der Aufhebung der Prohibition nach den bevorstehenden Wahlen rechnen. Der Auftraggeber erklärt seine frühzeitige Bestellung damit, daß er sich unter allen Umständen die rechtzeitige Befestigung sichern wolle.

Kaiser Brewery

BY NEWS BUREAU. — LEO K. HEYN, WHO OPERATES THE SUMMIT HOTEL AT ... PA HAS PLACED AN ORDER FOR 50 BARRELS OF BEER TO BE DELIVERED APRIL 15, 1932. MR HEYN IS BASING HIS PURCHASE ON PROMISES MADE BY BOTH REPUBLICANS & DEMOCRATS. — JWC AD.

Das erste österreichische Seefrachtschiff

Der 8000 Tonnen Dampfer „Wien“, der von der österreichischen Lloyd-Seefahrtsgesellschaft jetzt in Cardiff (England) angekauft wurde, und damit das erste seetüchtige Handelschiff des zum Binnenland gewordenen Oesterreich in der Nachkriegszeit darstellt. An Bord befinden sich vorläufig 15 Oesterreicher.

